

Das Weihnachtslied

Autor(en): **Thurow, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 51

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eine Puppen-Musterkollektion des Weihnachtsmannes.

Puppen überhaupt pflegen; denn dieses „Mutterspielen liegt den Mädchen im Blute, und aus dem Spielen heraus lernt sich der Ernst.“ M. B.

Christnacht.

Zahllos, kleine Engelsflügel
Rauschen auf die Erde nieder.
Ahnungsvolle Tannenwipfel
Summen leise Weihnachtslieder.

Lichterendend bliden Fenster
Suchend in die Nacht hinaus.
Hinter weißen Engelscharen
Leuchtet hell ein Sternenstrauch.

Eine Rose blüht inmitten
Rot, in Liebe aufgeblüht.
Kommt, wir dürfen pflücken gehen,
Stern zu Bethlehem erglüht!

Martha Pfeiffer-Surber.

Das Weihnachtslied.

Von S. Thurow.

Sami Hürzler und seine Lisett waren in die Jahre gekommen und fühlten nun allmählich ihre Vereinsamung. Sie wohnten oben am Berghoß, hatten mit ihrer kleinen Haus- und Geißenswirtschaft nicht mehr viel zu tun und da malte sich denn ihr Leben ein wenig grau in grau. Eines Tages aber hatte Sami einen für sein Alter unerhört kühnen Einfall.

„Du, Lisett“, meinte er, „wenn wir uns eine Musik anschaffen — ich meine so einen Radiokasten, wie's die fürnehmen Leut' im Dorf unten schon längst haben?“

Lisett musterte ihn erstaunt.

Sie hatte gerade den Türgriff zum offenen Wohnzimmer in der Hand und sagte, auf das schwarzpolierte, noch vornehm aussehende Piano deutend, das dort an der Querwand stand:

„Einen Radio — wo wir das schöne Klavier haben?“

Es klang wie ein Tadel in ihrer Stimme.

Das Klavier? Er umfakte es mit väterlichem Blick. Das war ja schon richtig. „Aber wir können doch nicht spielen“, verzetzte er resigniert.

Darin hatte nun er recht, das mußte sie zugeben. Und dennoch: Einen teuren Apparat kaufen, wo man das eigene Klavier im Hause hatte? Das erschien ihr einfach unverständlich.

Sie hatten das Instrument einst mit ziemlichlichen Opfern für ihr Töchterchen Luzia angeschafft. Das Mädchen war ein temperamentvolles Ding, das manchmal recht unsanft auf dem schönen Stück Möbel herumgehämmert hatte, aber dafür auch Talent besaß und zu einer guten Spielerin geworden war. Hatte später selbst Stunden gegeben, reiste in die Welt hinaus und nahm sich endlich jenseits des großen Wassers einen Mann, der auch so etwas wie einen fahrenden Künstler darstellte. Das hatte sich bald vor zwei Jahren ereignet. Seitdem hatten sie von dem Mädels nicht mehr viel gehört. Es war wohl stark mit sich selbst beschäftigt, wie das bei dem Künstlervolk so häufig ist.

Lisett wußte etwas anderes in Vorschlag zu bringen.

„Du, Sami“, meinte sie, „du könntest gewiß noch ein bißel spielen lernen auf dem Klavier — jetzt, wo du so Zeit hast! Früher, da war's freilich nicht möglich, wegen der vielen Arbeit!“

Er sah sie hilflos, ungläubig an.

Sie half ihm, nun ganz heiter gestimmt, mit ihrer Beredtsamkeit über den Berg.

„Siehst du, Sami, wir haben ja noch all' die Notenhäfte vom Kind, sogar das allererste noch. Grad da sind schon etliche — versuchs nur!“

Sie kramte auf dem Boden des Notenschränkchens herum und brachte einige Hefte zum Vorschein. Wie sie aber eines derselben öffnete, fiel ein Brieflein heraus.

Es zeigte die noch kindlichen Schriftzüge ihrer Luzia und war an eine kleine Schulfreundin gerichtet. Offenbar hatte das Mädchen, wie ihm das zuzutrauen war, in der Zerstreuung vergessen, den nun schon viele Jahre alten Brief abzuschicken.

Lisett erbrach das Kouvert und die beiden Alten lasen:

„Liebes Grütli! Nur ein paar Sudelworte. Du weißt nicht, was ich für zwei liebe alte knorrigige und bodbeinige Eltern habe. Gestern wollten sie mir wieder kein neues Sest kaufen. Weißt, sie verstehen doch von der Musik nichts, können nicht einmal einen Gesangvers von einem Polka unterscheiden. Das Klavier war bis gestern auch verstimmt, wie eine Drehorgel. Wart' nur, wenn ich erst aus dem Nest fliegen kann! Ich übe wie wahnsinnig. Also heute abend. Deine Luzia.“

Samis und Lisetts Augen spiegelten ob dieser Lektüre einige Berlegenheit, dann aber nahmen die Alten die Sache von der heiteren Seite. Ja, an diesem Stil erkannten sie ihr Fröchtchen Luzia. Wie aber Sami noch dastand, straffte sich ihm das Kinn wie unter einem sonderlichen Entschluß.

Am nächsten Tag, als er Lisett im Stall glaubte, schlug er den Klavierdeckel zurück und begann ein wenig hier und da hinzugreifen, daß es bald tipp und bald topp könnte. Es war wohl verzweifelt schwer, herauszufinden, wo die im Hest stehenden Noten in der Tastenreihe zuständig waren. Bei jedem Ton ließ er ein Stöhnen von sich geben.

Aber Lisett, die ihn überraschte, war ein wenig mehr auf der Höhe und half ihm. Und wenn er nicht da war, übte sie hier und da selbst ein Viertelstündchen. Nach zwei Wochen konnten sie zur Not den Weihnachtschoral „Stille Nacht“ auswendig spielen. Als sie diese erste Etappe erreicht hatten, saßen sie zusammen. Es war November geworden. Sollten sie's nicht fertig bringen, das Stück bis zur Weihnacht vierhändig zu spielen?

Das war ein horrend schwieriges Unternehmen. Die Begleitung bot schier unübersteigbare Hindernisse.

„Falsch!“ sagte sie, wenn er daneben griff.

„Bah“, protestierte er gelinde — „jetzt bist du wohl verirret!“

So forrigierten sie einander.

Das gute Klavier machte sich wohl heimlich seine Gedanken. Manchmal raunte es auf wie in verhaltenem Schmerz, als dächte es seiner alten Zeit.

* * *

Jetzt war die Weihnacht herangekommen. Die Alten hatten sich die üblichen kleinen Geschenke gemacht. Auf dem Tisch brannte ein kleiner Weihnachtsbaum.

Sami war recht schweigsam und sein Frauelet hatte feuchte Augen. Es war doch immerhin der heilige Abend mit seinen Erinnerungen... an das liebe Christkind — und sie waren so allein —.

Nun setzten sie sich ans Klavier und spielten ihr Stücklein „Stille Nacht“. Sie sangen auch noch dazu — die alten Herzen konnten eben nicht anders. Und so schwoll alles miteinander, die Stimme des Klaviers und die Stimmen der Alten zu einem etwas lauten Tongewoge an, daß man nichts mehr hörte von dem was draußen vor der Tür und im Korridor vor sich ging, wie da etwas näher kam, im Pelzmantel und mit eiligen Schritten — bis schließlich die Tür aufflog und eines Kindleins dünne Stimme sich in den seltsamen Chor mengte.

Da kamen die Alten in Bewegung. Sie konnten vor freudigem Schreck fast nicht von ihren Sitzen hochkommen. Denn die Trägerin des kleinen Wesens war ihre Luzia, die Amerikanerin.

„Grüß Gott!“ rief diese voll Angestium, fügte aber im gleichen Schwang hinzu:

„Oh, Ihr Lieben, Ihr spielt ja die Begleitung um eine Oktave zu tief und Euer Gesang, na — wartet einmal —“

Ihr Kind auf den Schoß des Alten abgleiten lassend, schlug sie mit beiden Händen den Akkord an — „so, schaut mal her!“

Ja, so war sie, die Luzia, noch immer wie eine Hummel, die den Wind unter den Flügeln hat.

Nun erst umarmte sie die Alten und zwar so heftig, daß dem Väterchen, das doch das Kind halten mußte und sich nicht wehren konnte, fast der Atem ausging.

Die Mutter frug, noch ganz in Gefühlen aufgelöst und mit ihrer alten Hand den Kleinen liebevoll:

„Wo hast denn deinen Mann, Luzia?“

„Der kommt gleich, hat noch mit dem Dienstmann das Gepäck herzuschleppen.“

„Ihr wollt also hier bleiben?“

„Ja, vierzehn Tage, dann rutschen wir wieder nach San Francisco. — Ihr lieben braven Alten, wie Ihr mich überraschtet mit Eurem Stück! Ihr werdet noch ein prachtvolles Musikerpaar!“

Der Vater kam nun doch mit dem Jungen auf die Beine zu stehen.

„Se ja“, sagte er ironisch, unter einer plötzlichen Eingebung, „Ihr braven, knorzigen, hochbeinigen Alten, die keinen Gesangsvers von einem Volke unterscheiden können!“

Sie sah ihn mit roten Wangen an, erinnerte sich wohl dunkel, worauf das Bezug haben konnte und schloß ihm mit den Patschhändchen des Kleinen den Mund.

Als dann der junge Ehemann dazu kam, gab es, ehe Mütterchen das Abendessen auftragen konnte, nochmals ein bißchen Musik. Das Klavier wimmerte und brauste, erdröhnte und jauchzte wie in seinen heroischen Tagen — bis das Tongewitter plötzlich abbrach und ein weihesvolles Finale einsetzte:

„Stille Nacht...“

„Euer Herz erschrecke nicht.“

Aus dem neuen Zwingli-Roman von Emanuel Stickelberger. (Schluß.)

Bekümmert sahen sich die Männer an.

Jetzt öffneten sich die Tür. Ein gutgewandeter Jüng-

ling, den rotblond spritzenden Bart modisch gestrählt, trat über die Schwelle und verneigte sich:

„Verstattet, liebe Herren, daß ich eure Gesellschaft teile. Der Sturm läßt mich nicht schlafen.“ Er sprach ein gewähltes Latein, doch mit stark welscher Betonung. Mit Unstund nahm er am untern Ende des Tisches Platz und legte seinen Degen neben sich.

„Ein Reisender aus Frankreich“, raunte der Pförtner; „er sprach gestern nacht um Herberge an. Wohl ein fürnehmer Student!“

„Ein Wunderlitus, der kein Wort Deutsch kann; aber nicht so dumm, glaub ich, wie die Kleider an ihm scheinen“, setzte sein Konfrater hinzu.

Die Herren achteten des neuen Tischgenossen nicht weiter. Sie vertieften sich in ein Gespräch über die laufenden Dinge.

„Euch will's Glück wohl“, sagte der Prädikant zu Collin. „Ihr genießt das Vertrauen Meister Huldrichs wie kein zweiter. Dafür, ihn nach Marburg geleiten zu dürfen, hätte mancher mit Freuden ein Jahr seines Lebens dahingegeben. Und Euch allein hat er ausersehen zur Sendung an den Dogen, um Benedig zu einem christlichen Bündnis wider Papst und Kaiser, Euch allein, um König Franz für die Glaubenserneuerung und ein gemeinsames Einstehen zu gewinnen. Und was gilt's, Ihr wart in Mailand, um...“

Erschrocken legte ihm Collin die Hand auf den Mund. Die Botschaft Zwinglis an Sforza war so vertraulich, daß nicht einmal der Geheime Rat darum wußte.

„Mit Recht preißt Ihr mich glücklich. Weiß Gott, Herr Huldrich ist der aufrechtste männlichste Gottsucher unter allen, die ausgehen, die Kirche zu erneuern. Aber er ist auch der stolzeste Eidgenos, der je gelebt hat. Oder wann hat einer der Unsern als freier Mann den Mut gehabt, Königen und Gewaltigen Staatsverträge aufzustellen, wo beide Teile gleich dastehen? Keine Dienst- und Mietverträge!“

Der andere fuhr verlegen mit der Hand in den Kragen:

„Ihr wißt, daß ich unserm Meister durch alles hindurch vertraue und zugetan bin. Aber — wär's unserer Eidgenossenschaft nicht besser, sie entschläge sich solcher Fürstebündnisse?“

„Sicher wär's besser. Wer anders hat das lange genug gepredigt als er? Aber wenn die innern Orte sich mit dem Erbfeind Oesterreich verbinden, wenn Kaiser und Papst sich einigen, uns und unsern verhassten Glauben zu vernichten, tun uns Bundesgenossen not. Traurig genug, daß wir dazu den Blick über den Gotthard und nach Paris richten müssen. Aber, Papsttum und Kaisertum, sie sind beide in Rom, pflegt Herr Huldrich zu sagen. 's ist wahr. Der Kaiser fühlt sich als Beherrscher Spaniens, seine Deutschen sind ihm fremd worden.“

„Aber Benedig und Frankreich? Beide hängen noch dem alten Glauben an!“

Der Professor machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„'s ist nicht lange her, da hingen auch wir ihm noch an. Die Stadt des edeln Contarini gibt Hoffnung fürs Evangelium und ist dem Heiligen Stuhl spinnefeind. Und in Frankreich hat Farel unserm Meister viele Freunde erworben; auch hat König Franzens Schwester den König von Navarra zum Gemahl genommen, der schützt die Prediger des reinen Wortes.“

„Ja, aber unter den Deutschen sind doch die meisten für die Reformation“, beharrte der Pfarrherr auf seiner Meinung.

Unmutig zuckte Collin die Achseln: „Was nützen Vorteile, so man sie nicht hat? Ihr wißt selbst, wieviel Mühs Meister Huldrich daran gewendet, den großen Bund fürs Evangelium zuwege zu bringen. Ich hör ihn noch, wie er beim Mahl auf dem Marburger Schloß dem Landgrafen zurief — und wie leuchtete sein Auge dabei —: „Und wär